

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

№. 127

Donnerstag, den 17. Juni

1920

Meerkatz.

Roman von
Gebor von Zobellig

Nachdruck verboten.

Die Postanten schauten verwundert auf den vorbeifahrenden alten Comboy in seiner abenteuerlichen Wildwestausstattung, mit dem langen flatternden Vollbart, der sich noch dunkelbraun gelblich halte und nur an den Spitzen zu ergaun begann. Ein Schuttruppenfigler, der eben aus einem Hotel trat, machte ein förmlich bestärktes Gesicht. Eine Auhung sagte ihm, daß der Mann in der Drofsche „Aristokrat“ sei wie er. Aber pluri Geret, geht man sich in einer europäischen Großstadt in einen so verführerischen Wästenkostüm? Und der D. Hier warf einen Liebesoln Blick auf seine bühnenfarbere Uniform und die blaufladerierten gelben Stiefel und schüttelte den Kopf.

„Preysing! sagte. Mein Junge, dachte er, ich hätte dich in deinem schönen Wästenrod und mit dem Gelbbladeren am Halsferrieren der langen Nil sehen mögen. Da wäre von deinem Glanz und Glanz verdammt wenig übrig geblieben.“

„Tag, Peterfen!“ rief er, denn nun hielt die Drofsche, und der Hotelportier stand, die Wägen in der Hand, mit strahlendem Lächeln am Schlage.

„Guten Tag, Herr Baron.“ erwiderte er vertraulich, „na, Gott sei Dank, da sind Sie ja mal wieder!“

Will gab den Alten beim Aussteigen die Hand.

„Mit dem Gott sei Dank haben Sie recht, Peterfen. Beinahe hätte ich eure geeignete Hanfstadt nicht wieder gesehen. Ist Hoppenstedt mit den Koffern schon oben?“

„Alles in Ordnung, Herr Baron. W. Eder Zimmer vordern — wie im vorigen Jahre. Und dann waren, so etwa vor einer Stunde, Erzellen Broshufen hier und haben angefragt, ob der Herr Baron schon eingetroffen ist, und ob Sie nicht mit Erzellen ein Abendständchen verplaudern wollten.“

Der Name Broshufen klang Preysing vertraut im Ohre, aber der Erzellenzettel in Verbindung mit diesem Namen bestreute ihn ein wenig.

„Broshufen?“ wiederholte er fragend. „Graf Botho Broshufen?“

„Jawohl, Herr Baron, der Gesandte.“

Der Portier hatte auch schon eine Wirtentarte aus seinem Koffel geholt und reichte sie Preysing. Der las mit Verwunderung. „B. Graf von Broshufen, Geheimner Legationstrat, Außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister“ — und darunter in häßlich hingemerkten Buchstaben: „Helft Dich herzlich willkommen, lieber, alter Freund, und möchte gern den Abend mit Dir vernehmen. Telefonier mir.“

„Ist sehr mal an“, sagte Preysing, „da hat es der Herr Grad und noch bis zum bevollmächtigten Minister gebracht. Wie lange ist er schon Gesandter bei euch?“

„So etwa seit Dezember“, antwortete der Portier.

Preysing hielt seine Uhr gegen. „Recht will ich erst haben, dann ein Ständchen hantuppen. Telefonieren Sie dem Herrn Grad — ist es denn wirklich Erzellen?“

„Ja, mir soll's recht sein — er möchte um acht Uhr mit mir zu Abend essen.“

„Befehlen, Herr Baron. Hier im Hotel?“

„Ja, hier. Hoffentlich ist das Essen noch so gut wie früher.“

Wahlkämpfe, der je auf dem republikanischen Konvent stattgefunden hat, spielte sich vor acht Jahren ab, als Fast und Moseretz innerhalb ihrer Partei mit wüthender Heftigkeit um die Nomination rangten. Dieser Spaltung im eigenen Lager war im Jahre 1912 auch der demokratische Sieg zu verdanken; sonst wäre Wilson vielleicht niemals in den Mittelpunkt der weltgeschichtlichen Ereignisse getreten.

Die Republikaner hatten ihren Konvent nicht nur mit Rückficht auf die mittlere Lage der Stadt in Chicago ab, sondern auch deshalb, weil ihnen dort einer der größten Säle der Union zur Verfügung steht. Man darf sich nämlich einen solchen Konvent nicht etwa wie eine langweilige Tagung am grünen Tisch vorstellen. Er ist eher ein Schützenfest im Saale. Der ganze Vorkonventraum ist mit nationalen Bannern und sonstigen Paroleabzügen auf das Bunteste decoriert. Lärmende Musikkapellen schmettern ihre Weisen in die Versammlung, und mit Musik an der Spitze halten die Anhänger der einzelnen Kandidaten Umzüge durch den Saal und das ganze Etablissement ab.

Erst wenn auch die Demokraten ihren Kandidaten nominieren haben, beginnt der eigentliche Wahlkampf, während der Konvente nicht mehr als Vorbereitend. In den großen Sälen sprechen dann die beiden Kandidaten, die zu Agitationszwecken durch das ganze Land reisen, in den größten Sälen, die oft 10 000 bis 15 000 Zuhörer fassen; auf den kleineren Stationen, besonders in den mittleren und westlichen Staaten, wird oft nur ein Zug überflogen, und die Parteilanhänger haben am Bahnhof gewöhnlich bereits eine Rednertribüne errichtet, zu der sie, wenn der Zug mit dem Kandidaten erwartet wird, mit Musikkapellen und Bannern gehen. So kommt schließlich der Wahltag heran, der stets am Dienstag nach dem ersten Montag im November ist. Aber auch dann wird der Präsident selbst noch nicht gewählt; die Wahl ist vielmehr indirekt, und die Wähler der Vereinigten Staaten, die Urwähler, wählen in jedem Staat eine Anzahl von Wahlmännern, die der Gesamtzahl der Senatoren und Repräsentanten gleichkommt, die den Staat im Kongress vertreten. Die Wahlmänner werden aber von vornherein auf den Namen eines bestimmten Kandidaten gewählt, so daß mit der Wahl der Wahlmänner im November tatsächlich bereits entschieden ist, wer in den nächsten vier Jahren Präsident der Vereinigten Staaten sein wird. Dessen eigentliche Wahl erfolgt erst im Januar; sie wird aber als formale kaum mehr beachtet. Der ganze geradezu gigantische Wahltrubel knüpft sich an den Tag der Urwahlen im November, und die amerikanischen Volksräte gleichen an diesem Tage sojaguen einem Tollhaus.

Bunte Zeitung.

Das Wort des „Eisenknigs“. Der Eisenknig Breitbart erzieht, wie die „Dreslauer Zeitung“ erzählt, eine von der Berliner Firma W. angebotene Wette um 500 Mark innerhalb weniger Minuten zu seinen Gunsten. Er schlug durch ein von dieser Firma ausgeludetes Kiefern Brett (55 Millimeter stark) mit der bloßen Hand, eine ganze Anzahl Nägel und zerbrach eine ebenfalls ausgeludete starke Eisenkette in zweieinhalb Minuten. Von den gewonnenen fünf hundert Mark stiftete Breitbart 250 Mark für die Dreslauer Armen. — Der Eisenknig hat demnach ein so welches Herz wie ein hartes Gebiß.

Zum Seherbertrag zum Lord und Zeitungsmagnaten. Lord Althoufen, der vor zwei Jahren zum Peer ernannt wurde, hat jetzt den Eid im englischen Oberhaus geleistet. Die Hauptbahn dieses jüngsten kanadischen Peers ist eine der romantischsten, die selbst im Lande der Gelbmademen ihresgleichen sucht. Mit 15 Jahren war Althoufen als Seherbertrag in die Druckerel des „Telegraph“ in Montreal eingetreten. Drei Jahre später war er bereits Generaldirektor dieses Blattes, und mit 20 Jahren daß er die Hälfte der Aktien des „Star“, dessen alleiniger Eigentümer er im folgenden Jahre wurde. Heute hat er die Leitung eines Hunderts der bedeutendsten Blätter Kanadas in seiner Hand vereint und damit nach einer nur dreißigjährigen journalistischen Tätigkeit in bezug auf Schnelligkeit des Aufstiegs einen Weltrekord aufgestellt. Im übrigen ist er in Amerika nicht der einzige, dem es gelungen ist, sich dem Seherbertrag zu einer achtunggebietenden Stellung aufzuschwingen. Die Liste seiner Vorgänger, die mit Benjamin Franklin beginnt, ist vielmehr recht lang und enthält unter anderem die Schriftstellersnamen Howells, Grosvenor, Raymond und Georges William Childs, den Gründer des „Public Ledger“ in Philadelphia.

Zwei Welken. Nach langem Suchen, so erzählt ein Mitarbeiter der „Jugend“, war es uns damals gelungen, einen Holzmacher zu finden, der uns noch vor den Weihnachtstagen Holz kleinzumachen versprach. — Wir fanden ihn eines Mittags bei schrecklichem Wetter emig bei der Arbeit in unserem Hof. Da sagte ich zu dem alten Mann: „Nun kommen Sie aber herauf in die Küche und essen Sie erst einmal ordentlich.“ Da antwortete er: „Dazu habe ich jetzt keine Zeit, gnädiger Herr; erst muß das Holz noch fertig gemacht werden, damit die Herrschaften über die Feiertage auch etwas zum Heizen haben!“ Meine Frau und ich schauten uns an und meinten, in einer anderen Welt zu sein. In der Wohnung aber fragte meine Frau ihre Jungfer: „Frieda, wo ist eigentlich mein Schuhspizler? Ich finde ihn gar nicht?“ Da antwortete sie: „Den haben die gnädige Frau doch gestern abend hinunterfallen lassen; da wird er wohl noch liegen!“ Da waren wir wieder auf unserer Welt.

Literatur.

Der Atheismus und seine Geschichte im Abendlande. Von Fritz Mauthner. 1. Band. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Einem wissenschaftlichen Lebenswerk, der „Kritik der Sprache“, stellt heute Fritz Mauthner ein neues monumentales Werk zur Seite, das gleich jenem eines der Urprobleme des menschlichen Geistes behandelt. Ein monumentales Werk dürfte „Der Atheismus und seine Geschichte im Abendlande“ schon nach seinem äußeren Umfang genannt werden, der ja aber erst durch die Stoffliche Fülle des Inhalts und noch mehr durch die Tiefe des wissenschaftlichen und persönlichen Gehalts seine Rechtfertigung und seinen Wert erhält. Ueber die Bedeutung des Themas bedarf es keiner Worte; auch darüber nicht, daß die Art, wie das Thema behandelt ist, sich weder an oberflächliche „Freireisler“, noch an „Gläubige“ des Dogmas oder des Gefühls wendet. Es will zu denen sprechen, die dem Verfasser als einem der klarsten und unbestechlichsten unserer Denker vertrauen; die'se möchte Mauthner, wie er im Vorwort sagt, „auf die helle und kalte Höhe führen, von welcher aus betrachtet alle Dogmen als geschichtlich gewordene und geschichtlich vergängliche Menschengebungen erscheinen, die Dogmen aller positiven Religionen ebenso wie die Dogmen der materialistischen Wissenschaft, auf die Höhe, von welcher aus übersehen Glaube und Aberglaube gleichwertige Begriffe sind.“

Es wird diesem Buch vom Atheismus nicht an heiligen Wegnern und dem Kampf gegen daselbe nicht an persönlichen Angriffen auf den Verfasser fehlen. Aber die sehr einfachen, zum Teil auch sehr komplizierten Gemüter, denen Atheismus, Gottlosigkeit und Auslosigkeit synonyme Begriffe sind, der Atheist ein „gottlos“, also ein mehr oder minder verbrecherisch angelegter Mensch ist, werden in diesem Fall kein leichtes Spiel haben. Mauthners Personlichkeit steht in der unantastbaren Aufrichtigkeit ihrer geistigen und Lebensführung über allem Geheiß; sie reißt sich darin nichtig zu diesen guten, reinen und selbsthändigen Menschen an, die in früheren Zeiten als „Ketzer“ verbrannt und verfolgt oder doch beargwöhnt worden sind. Solcher Vorgänger finden wir eine stattliche Reihe schon in dem ersten des auf drei Bände angelegten Werkes. Es ist ja nicht nur eine Geschichte der Bekämpfung des Gottesbegriffs, was uns Mauthner gibt, sondern auch eine Geschichte der Menschen, die in die dem Kampf Führer waren. Und damit versehen wir das, was diesem wissenschaftlichen Werk seinen literarischen Reiz gibt, es zu einer geradezu festselben Vektore macht; die immer lebendige, persönliche Darstellung, die Wärme und Leidenschaftlichkeit, mit der es seinen gewaltigen Stoff immer aufs neue bearbeitet und durchdringt und die nur dem oberflächlichen Blick unvereinbar mit lebenshaftigstem klarem Denken erscheint.

Ein Morgen soll noch kommen! Von Fritz Jaffe. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und Berlin.

Den alten Fahnen! — Den toten Brüdern! — Dem neuen Leben! Dieser Leitpruch, der dem schönen Gedichtbande vorangestellt ist, umgreift seinen Inhalt; durch den heißen Ausbruch des Krieges und durch alle Blat des Zusammenbruchs führt er und wird am Ende, da die Waffen ruhen, zu einem gläubigen Verkünder einer leuchtenden Zukunft, die wir uns aber alle als Wlitternis der Gegenwart hinweg durch Kraft und Tat wieder erringen werden.

Im bezüglichen durch die
Boethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 68
Vertrieb 4520.

Jetzt kam der Geschäftsführer des Hauses, bezugte Preysing als allen Beantw. und verschwor sich, daß die Küche ihren alten treffliche! Auf behalten hätte. Dies bestärkte auch der Oberkellner, der gleichfalls rufen und den Preysing sofort an den gestikulierenden Säugebärten und dem merkwürdig lauterigen Lippen wiedererinnerte.

„Herr Baron sind immer wohlhaft gewesen?“ fragte der Gerant.

„So leidlich, mein Bester. Also, lieber Oberkellner: zu acht Uhr ein kleines Souper. Zwei Gedecke. Einfach; sonst was Sie wollen. Nur, bitte, kein Bild.“

„Wellestlich Ruten?“ fragte der Gerant.

Preysing lachte. „Nun natürlich! Hamburger Ruten — wofür sind wir denn an der West!“

Die gestikulierenden Favorits des Oberkellners bewegten sich, weil er sich ein Lächeln erlaube.

„Und der Wein, Herr Baron?“

„Nachher“, sagte Preysing gelangweilt. Er wollte zum Koff, wo schon der Boy mit grinsendem Gesicht stand — alles im Hause konnte den Reserven und freute sich, daß er wieder da war.

Aber Preysing hörte sich rufen und wandte sich um. Ein junger Herr von elegantem Schicksel war soeben in das Hotel getreten. Er lächelte seinen Gut.

„Herr von Preysing, wenn ich fragen darf?“

„Der bin ich.“

„Arel Falkenstein...“ Der junge Mann verneigte sich weilmännlich... „Kann ich Sie wohl auf wenige Minuten sprechen?“

Preysings scharfer Blick umflog in raucher Prüfung die Züge des Fragenben: Hoch über ein blaßes, schneehellrotes, ausgeprägtes aristokratisches Gesicht mit blauen Augen, denen lange schwarze Wägen etwas Träumliches gaben.

„In geschäftlicher Angelegenheit?“

„Ja, geschäftlich“, entgegnete er andre kurz.

„Bitte...“ Preysing wandte sich nach rechts, wo das Lezelmieren lag. Es war leer... „Treten Sie ein. Wo mit kann ich dienen? Aber lassen Sie mich vorweg bemerken, daß meine Zeit knapp ist.“

„Ich werde mich kurz fassen. Ich habe der Ausschiffung Ihrer Here beizugehört und möchte fragen, ob ich nicht in Ihren Dienst treten darf. Ich bin ein tüchtiger Jäger — Ihren Dienst treuen darf. Ich bin ein tüchtiger Jäger — als ob das genügt!“

„Verzeihen“, sagte er, „habe ich Ihren Namen richtig verstanden?“ Falkenstein?

Der junge Mann neigte stumm den Kopf.

„Graf Falkenstein?“

„Falkenstein Tre, Paulsen.“

„Ein Sohn des berühmten alten Herrrentelers?“

„Ein Wlittern trat in das Auge Falkensteins. „Er ist tot“, sagte er. Und dann fuhr er unter jämmerlich Memhöpjen eifertig fort, als dränge es ihn, zu Ende zu kommen: „Ich war Offizier, Herr von Preysing! — Demshühler Man. Mein Vater hat veranlaßt, die Verhältnisse zurückzulassen, meine Mutter konnte meine Schulden nicht bezahlen — da blieb mir nur noch Amerika übrig. Ich wollte mit dem Bismard nach New York. Aber der Zufall, der mich heute nachmittag an den Hafen führte, hat mich auf eine andere Gedanken gebracht. Ich würde gern in Ihre Dienste treten. Ich höre, daß Sie seit Jahren die Transportsüre für Pentemann setzen; können Sie mich nicht dabei behilflich sein?“

Und als er bemerkte, daß das Auge des vor ihm stehenden — es geschah vielleicht abhisslos — über seine eleganten



getretere, aufgeregtere Erregung gibt, wenn man die Haltung eines verwöhnten jungen Herrn, der in der Kultur des Ich das höchste sieht, da sage er fast häßlich hinzu: „Bitte, urteilen Sie nicht nach dem Aussehen, Herr von Preysing! Dies hübsche Bild bezieht nur die Anspannung an. Ich würde mich in Ihrer Liebe so gerne glückselig fühlen. Ich suche Glück in Amerika, denn ich bin schon müde. Aber die Ihre sagt mir mehr zu. Ich erlaube mir schon die Bemerkung, daß ich ein starrer Jäger bin. Auch ein guter Kletterer. Und von gewunder Konstitution und meiner Erregung zum Trotz von ziemlich großer Kraft. Woher Sie es nicht mit mir verdingen? Ich sage mich willig allen Ihren Anordnungen. Ich glaube, Sie würden es nicht bereuen.“

Preysing zog die Schürze hoch.
„Herr Graf, ich habe es auf sich. Ihre Voraussetzungen sind falsch. Ich sehe in Preysing, der Firma Rentemann zu kündigen. Ich habe meine letzte Karte hinter mich und will mich — sozusagen — zur Ruhe setzen.“

Aber das Geleit hat er nicht. Er ging ein schmerzlicher Zug. Es war das plötzliche Erlöschen einer großen Hoffnung, und wie bei einem Kinde, dem ein Spiel verweigert worden ist, so weinten sich seine Augenwimpern.

Er grüßte leicht mit den Achseln. „Schade“, sagte er, „ich hätte — nun ja, Herr von Preysing, ich hätte mir das so schon gedacht. Ich habe mich am Ende mit einem Ihrer Leute unehelich. Seine Schürze — er haben mich gerade beglücklicht. Es ist doch schon hübsch, in der Unkultur wider Willen aufzulauern, als in der Kultur von New-York Reiter zu spielen. ...“ Er vernagte sich ... „Sehen Sie nicht böse, daß ich Sie belästigt habe.“

Er wollte gehen. Aber Preysing rief ihn zurück.
„Nicht ein Wort, Herr Graf. Wenn Sie die Sache interessiert: gehen Sie doch selbst einmal zu Rentemann. Ich bin nicht Ihre einziger Agent. Vielleicht kann Sie ein anderer gebrauchen. Vielleicht finden Sie auch in den Bureaus der Firma Unterhalt.“

„Vielen Dank, Herr von Preysing; aber das geht nicht. In Hamburg kann ich nicht bleiben. Freilich — wenn mich ein anderer Agent ergründet ...“ Er verbeugte sich nochmals ... „Vielen Dank“, wiederholte er und ging ...

Der Kutscher wartete noch immer auf Preysing. Er konnte den Herrn. Der Herr Baron machte immer keine Wägen mit ihm und schenkte ihm dann eine Mark.

So war es auch heute. Aber auf sein Zimmer kam Preysing zu früh. Hoppentstet war noch nicht mit dem Auspacken der Kleider fertig. Er trug vor einem mit Eisen ein beschlagene Koffer und häufte daneben eine Pyramide von Strümpfen auf. Als Preysing eintrat, fuhr er sich in die Nase.

„Herrje — jetzt schon, Herr Rittmeister?“ rief er.
„Tut mir leid“, sagte Preysing, „warum denn jetzt schon?“
„Gott, ich dachte, ich hätte noch Zeit. Sonst dauert's mit dem Ausladen für gewöhnlich doch immer ein bißchen länger.“

„Es war so schon lange genug. Die Giraffen sind wieder mal durchgebrannt.“

Hoppentstet schlug sich auf die Knie.
„Es ist nicht zu sagen, Herr Rittmeister. Das ist ein Auserzug. Nun immer so, als ob — und auf einmal sieht's aus, als wollten sie einen Knoten in ihre langen Beine schlagen, und dann läßt sie auch schon bei.“

„Das mit dem Knoten ist leider nicht bloß theoretisch zu nehmen. Die eine hat es wirklich gemacht und ist im Harn erstickt. Und die lange Kiste hat sich einen Vorderlauf gebrochen und muß erschoffen werden. Viel Unglück für die letzte Stunde.“

„Die Kiste“, sagte Hoppentstet. „Ich habe es kommen sehen. Es war eine sehr dicke Kiste mit einem ordentlichem Majorsband. Und sie ist mir gerade über die Felsen gelaufen.“

„Glaubst du, daß es ohne deine dämliche Kiste anders gekommen wäre?“

„Das will ich nicht sagen. Aber eine Kiste, über die es auch eine Maus, und namentlich morgens, die jetzt immer an, daß etwas bevorsteht. Mein Gott, die arme Kiste! Und

gar keine Hilfe mehr? Aha, ich weiß wohl, das heißt sich nicht aus. Wenn so was nicht mehr ordentlich springen kann, ist's vorbei. Ein Weibel, die's e Langbein. Ich habe noch genug von Suez. Das war 'ne Lust bei der Verlobung.“

„Ich habe auch genug, Hoppentstet. Aber nicht bloß mit den Langbeinen.“

„I — sind die Affen vielleicht wieder mal freisch geworden?“
„Verständiger als die Menschen. Der große Parian hat sogar nach allen Seiten Überzeugungen gemacht, als er an Land kam. Ich meine: überhaupt genug — mit allem und jedem — mit der Keiserei und dem Tierfang. Ich möchte mal Ruhe haben.“

Er hatte sich auf einen Stuhl gesetzt, und Hoppentstet kniete vor ihm und zog ihm die Schuhe aus. Er lud e dabei mit von drei er Schülern, als ob er jagen wollte, das mit dem Ruhebedürfnis seines Herrn, das glaube er nicht so recht.

Preysing verstand das Achselzucken. Die beiden brauchten nicht viel miteinander zu sprechen: sie verstanden sich doch. Preysing lachte.

„Ja, ja, Hoppentstet“, sagte er, „es ist schon so. Ich habe das herumgedreht in fremden Erdteilen von Herr an Frau. Du nicht — nee?“

Hoppentstet hatte die beiden Stühle glücklich von den Füßen seines Herrn und stellte sie aufrecht an die Wand.

„Ich kann's nicht sagen, Herr Rittmeister“, antwortete er. „Damals in Ceylon, wie mich der Elefant gepackt hatte und erst ein paarmal in der Luft herumwirbelte und dann gegen den Baum schmiß, daß mir alle Knochen locker wurden — das ist am Ende wohl, mein ich's recht leute, das einzige Mal gewesen, wo ich das Kummergebe vernünftigt habe. In dem Monumang kriegte ich Schmitz nach Mitternachts ...“

Aber sonst — Herr Rittmeister, es war doch eine schöne Zeit — und wenn der Herr Rittmeister heute jagen würden: Hoppentstet, nun ruhn wir uns erst acht Wochen aus, und dann geht's drauf nach Sibirien, um ein paar Wildpferde zu fangen: ich wäre gleich dabei.“

Preysing zog seine Lederjoppe aus. „Es ist bloß ein Unterschied zwischen dir und mir“, meinte er. „Du stehst in der Mitte der Dreiecke; bei mir hat's aber fast fünfzig Geschlagen. Nun schau mal nach, ob das Bad fertig ist. Gerade gegenüber.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Fetztnäpfschen.

Von
Dr. A. v. Witt.

(Nachdruck verboten.)

Was ein wirkliches „Fetztnäpfschen“ ist, — offen-
gefunden, ich ahnte es nicht. Heutzutage gibt es ja so wenig
Fetz, daß schon lange kein Näpfschen mehr zu dessen Auf-
führung nötig ist. Ein Fingerhut genügt. Aber
es scheint, daß es früher mal in einigen Gebirgs-
ländern, in Sachsen zumal, ein Näpfschen wohl Fetz gab, das im
Zimmer am Boden stand und um das lange und gewundene
Leute einen weiten Bogen machten. Denn wenn man in
jeuen Gegenden von einem seiner lieben Mitmenschen sagt,
er sei „in's Fetztnäpfschen getreten“, so will man da-
mit ausdrücken, daß er eine gesellschaftliche Dummheit, eine
ungevolte Taktlosigkeit begangen habe, und man sagt dies
dann gewöhnlich mit allen Zeichen jener Freude, die (nach
der Meinung billiger Gemüter) die einzige wahre Freude
ist. — nämlich der Schabenfreude.

Als der Großherzog Karl Alexander von Weimar, der
(nebenbei bemerkt: höchst ungeredterweise) das Urbild des
„Serenissimus“ geworden ist, eines Tages einen Ver-
liner, der in dem weimarischen Regiment Einjähriger ge-
wesen und Reserveoffizier geworden war, zur Post gefe-
gen hatte, richtete er über den Tisch herüber die gnädige
Frage an ihn: „Sagen Sie, mein Väter, wieso haben Sie
sich gerade Weimar zum Dienort ausgesucht?“ — Und er-
hielt die Antwort: „Königliche Hoheit, ich habe immer schon
eine Vorliebe für Ihr kleines Ländchen!“

Auf dem glatten Parquet der ich beschriebenen deut-
schen kleinen Fürstenthümer waren überhaupt die Fetztnäpfschen

so zahlreich aufgestellt wie Fuchsfallen im Walde, und man
konnte in ihnen festhalten, ehe man sich verlor. So, wenn
man von einer alternden Prinzessin an eine erste Begegnung
erinnert wurde mit der melancholischen Bemerkung: „Wie
lange ist das schon her?“ und vorhin erwiderte: „Hohet,
zwanzig Jahre!“ Prompt wurde man von der ewig jugend-
lichen Eines Besseren belehrt, indem sie mit durchsichtigem
Bilde entgegnete: „In der That, es kann schon zehn Jahre
her sein!“

Es verhält sich mit dem Tritts ins Fetztnäpfschen wie
mit dem Tritts über den Boden: man wird seiner erst
nachher gewahr. Und dieses Gewahrwerden ist wenig
erfreulich.

Man fragt eine junge Dame mit dem gewinnendsten
Lächeln nach ihrem Bräutigam, an dessen Seite man sie zu-
letzt traf, und bekommt alsbald Gelegenheit ihren Rücken
zu betasteln, hinterher ihre Verlobung inwärtigen mit
Auch und Krach auseinander gegangen ist. Man protestiert
einem längere Zeit nicht gesehenen Herrn rühmlich zu: „Mit
das Wohl Ihrer liebenmütigen Frau Gemahlin!“ und
vermuthet sich seine mitleidige Miene, die grinsenden Gesichter
der Umstehenden nicht zu bedenken, da man nicht weiß, daß sie
ihm neulich mit seinem besten Freunde durchgegangen
ist. Man läßt sich kurzweilig über zerstreut, einer alten
Dame vorstellen, und sie spricht glühend: „Ich habe heute
Abend schon zwei mal das Berggüßgen gehabt!“ Man
setzt bei einem schlagfertigen Führer: den Anwesenden
auseinander, daß das neue Stück von Fetz ein Stück und
ein Schnarren sei, und wird zu spät darauf aufmerksam
gemacht, daß der Herr am Abendlich, der so nebens mit dem
Fetz wippt, der Autor ist. Man — ach Gott, die
Reihe der Fetztnäpfschen ist unbegrenzt lang, und wenn man
glaubt, ihnen allen glücklich ausgediehen zu sein, plumpst
man in das letzte, verborgene um so gewisser hinein.

Weshalb unterhalten sich den Leute, die gesellschaft-
licher Zufall an ein paar Stunden zusammengeführt hat,
mit Vorliebe aber möglichst unpersonliche Dinge, aber The-
ater und Konzert, eine Kunstausstellung, Sport und die
Sommerreise? — Doch nur, weil sie instinktiv fühlen,
daß die Fetztnäpfschen auf solchen Gebieten später ihrer
lauern.

Endlich ist das Massen- und Hauserfest überstanden.
Zulezt hat man noch ganz neit mit einem unbekanntem
Herrn gelaubert. Man beschließt, sich auf englisch zu em-
pfehlen, und schlägt dem unbekanntem Herrn vor: „Wollen
wir diesen langweiligen Abend nicht irgendwo mit einer
guten Flasche beenden?“ Aber der unbekanntem Herr ver-
setzt sauerlich: „Ich kann leider nicht fort, — ich bin
hier der Hausherr!“

Ja, — dann ist man wohl mit sämtlichen erreichbaren
Fetztnäpfschen durch und kann beruhigt seiner Wege gehen.

Amerikanischer Konvent- Kummel.

Wie die Vereinigten Staaten ihren Präsi-
denten wählen

Der republikanische Konvent in Chicago, der, wie so-
eben gemeldet, der Senator Garbing zum Präsidentschafts-
kandidaten gewählt hat, ist, wie stets, dem demokratischen
Konvent um einige Wochen voraus. Denn die er wird erst
Ende Juni in San Francisco zusammenzutreten, um den
Kandidaten der jetzt herrschenden demokratischen Partei für
die Präsidentschaft zu nominieren. Man hat diesmal nicht
eben viel von den Vorgängen auf dem republikanischen
Konvent gehört; denn Europa hat heute andere Sorgen,
als daß es sich sonderlich um amerikanisches Parteigetriebe
kummeren könnte. Es kommt hinzu, daß die Technik einer
Präsidentenwahl, wie sie drüben gehandhabt wird, über-
aus kompliziert ist, und man kann wohl sagen, daß das
System, nach dem die Vereinigten Staaten ihre Präsi-
denten wählen, unständlicher, verschroben und rüchricht-
licher ist als irgend ein Wahlrecht der Welt. Das amerikanische
Wahlrecht ist eben ein Produkt aus mehr als hundert-
jähriger Exorbitanz und aus der überaus großen Verschwie-
genheit in den Verhältnissen der fast vierzig Millionen Ein-
wohner, die die Union bilden.

Es wäre ein völlig ansichtsloses Beginnen, in einem
Zeitungsartikel oder auch in mehreren Heften den chrono-
logischen Werdegang einer Präsidentschaftskandidatur auch
nur einigermaßen genau darzustellen. Eine solche Aufgabe
würde Bände erfordern; andern würde der Nichtamerikaner

der Land und Leute nicht kennt, nach dem Studium eines
solchen Werkes so klug sein wie zuvor. Denn die Mittel
und Wege, die eingeschlagen werden, um letzten Endes den
Delegaten für den ausschlaggebenden Nationalkonvent jeder
Partei zu erwählen, sind — es ist das keineswegs zuviel
gesagt — beinahe von Kreis zu Kreis, von Ort zu Ort
verschieden. Und dabei umfassen die Vereinigten Staaten
ein Gebiet, das sechsechsmal so groß ist wie das Deutsche
Reich. Diese ungeheure Komplexität des Wahlsystems
bringt es mit sich, daß allein vom Beginn der Vorbereitungen
bis zum Zusammentritt des Nationalkonvents, auf dem
die eigentliche Präsidentschaftskandidatur der Partei „nomi-
niert“ wird (ob er gewählt wird, das entscheidet sich erst fünf
Monate später) zwei bis drei Monate vergehen. Diese
Vorbereitungen dienen lediglich der Auslese der zum National-
konvent zu entsendenden Delegaten. Sie beginnen mit
der Wahl von Kandidaten in den sog. Lokalkonventen, die
nach „Counties“ (Kreisen) und „Congressional Districts“
(Kongreß-Wahlbezirken) eingeteilt sind. Oft genug haben
aber innerhalb der einzelnen Kreise die verschiedenen Orte
noch ihren besonderen Lokalkonvent. Die diesbezüglichen
Verhältnisse sind von Staat zu Staat verschieden, und
welche Vorkommnisse der Gebrauche und Verschiedenheiten
dabei heraufkommen, begreift man bei der großen Zahl der
Bundesstaaten wohl ohne weiteres. Auf nahezu Einzel-
heiten bei diesen Vor- und Primärwahlen einzugehen, be-
dient sich daher von selbst. Wählen muß man nur, daß
die aus den Lokalkonventen hervorgegangenen Delegaten, die
also den Umständen der räumlichen Bürger ihr Mandat
bedenken, ihrerseits erst wieder Delegaten zu den Staats-
konventen wählen. Diese einigen sich zumest erst nach er-
bittertem Ringen über die Delegaten, die sie zum National-
konvent, der höchsten Instanz, die über die Kandidatenaus-
scheidung für die Präsidentschaft zu entscheiden hat, ent-
senden.

Was bei der Wahl der Delegaten alles an mehr oder
weniger verheerenden Schelbungen hinter den Kulissen, was
an unansehnlichen Wandern im Schilde der Parteiganga-
tionen vorgeht, das ist dem Europäer einfach unbegreif-
lich. Es gibt überhaupt keinen vernünftigeren Mechanis-
mus als eine amerikanische Wahlmaschine, wie man
die das ganze riesige Land bis zu den entlegensten Ge-
genden umspannenden Organisationen der beiden großen Par-
teien der Republikaner und der Demokraten nennt. Doch
bei solchen Wahlen von den „Wohles“, den Parteiführern,
Stellen- und Name-führer im größten Einzel berleben wird,
ist selbstverständlich; darüber setzt sich in Amerika kein
Mensch weiter auf; und die gegenwärtigen demokratischen
Beamten wissen ganz genau, daß sie ihr Vandalen schüren
müssen, wenn etwa ein republikanischer Präsident ins
„Weiße Haus“ einzieht. Was schlimmer ist, das ist die Be-
setzung in den verschiedensten Formen, die jeder Akt, der
einen Gegner auf seine Seite bringen will. Man darf eben
nicht vergeffen: für den Amerikaner ist die Politik ein
Geschäft, und wer die Gelegenheit, Geld zu verdienen,
nicht wahrzunehmen würde, der würde als ein schlechter
und idealistischer Schwärmer angesehen werden. Gewiß gibt es
von dieser Regel stets des Großen Theils Ausnahmen;
es sind aber Ausnahmen, die der Durchschnittsamerikaner
hübsch auf allen Gebieten in erster Linie dem Gotte Dollar.

Diese Gottheit der Amerikaner muß auch helfen, wenn
es sich um die Vereinfachung widerspenstiger Delegaten
handelt. Besonders mit den Negedelegaten aus den Südstaaten
werden oft geradezu ungläubliche Wanderungen an-
gestellt. Die Colored Gentlemen sind zum größten Teil
Epikuren schon von Geburt und Erziehung; sie sind denn
auch völlig fruchtlos in der Wahl ihrer Mittel, und aus
ihrer Stimme so viel Geld wie möglich herauszuschlagen.
Sollen sie für einen bestimmten Kandidaten stimmen, so
stellen sie in unverstehlicher Weise ihre Forderungen an
dessen Vertrauensmann. Oft reisen sich zwei Gruppen von
die Stimmen der Negedelegaten, und während die einen
sie Rechte hindurch alle Vergütungsfälle von Chi-
cago schließen, um sie durch die Macht, halten die anderen
sie bei wästen Gelegen, bei denen der Sekt in Strömen
fließt, sei, um die Gegner gar nicht erst an sie heranzukommen
zu lassen. Die größte Ungerechtigkeit des Vorwahlsystems
liegt nämlich darin, daß die Zahlen der von den einzelnen
Staaten zum Nationalkonvent entsandten Delegaten unab-
hängig ist von der Zahl der Parteianhänger im Staat.
In den Südstaaten z. B. ist die ganze weiße Bevölkerung
demokratisch; republikanisch hingegen lediglich die Neger, die
ja den Republikanern der Nordstaaten ihre Vertretung auf
der Sklaverei zu verdanken haben. Einer der bestkenn-

